

Matthias Kluger

SCHWARZER KOKON

Buch 1 und 2

Roman

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2016

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96008-283-5

Copyright (2016) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor

Titelfoto:
Madness concept. Emotional girl in strange pose © Wisky (Fotolia)

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

19,90 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Dieses Buch ist meiner einzigartigen Frau Aimie gewidmet.
Gemeinsam haben wir Höhen und Tiefen durchlebt.
Gemeinsam lieben wir unsere Tochter Lea und die Familie über alles.

Mein ganz besonderer Dank gebührt meinem Lektor, Philosoph Friedhelm Zühr,
Eva und Michael, Ingrid und Karl.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Buch 1

1728 bis 2007

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Der Anfang

Zola stand barfuß in der Hütte, eine Behausung aus Stroh und einfachen Holzplanken. Sie schnappte nach Luft und röchelte leise. Ihre Silhouette wirkte im Mondlicht, welches durch Ritzen der Hüttenwände ins Innere drang, sonderbar verkrampft – ausgestreckte Arme, flehende Finger. Blut tropfte aus ihrem Schoß, rann die schlanken Beine herab über die Füße und versickerte, zu dunklen Flecken werdend, im Staub. Vor dem Schlafplatz ihrer Mutter Aba, der nur aus einer Woldecke bestand, sank Zola kraftlos auf die aufgeschlagenen Knie. Höllische Schmerzen durchfuhren den Körper.

Durch das dumpfe Geräusch geweckt, erwachte Aba und blickte in fiebernde Augen. Ein Aufschrei des Entsetzens zerriss die nächtliche Stille. Mit bebenden Händen umschloss Aba das schmerzverzerrte Gesicht ihrer Tochter, die außerstande schien, eine Regung zu zeigen. Gurgelnde, nicht verständliche Laute. Speichel und Tränen, die sich als Rinnsal den Weg über die eingefallenen Wangen bahnten.

Zola spürte noch die rauen Hände ihrer Mutter – als sich ein schwarzer Vorhang über sie legte. Sie fiel bewusstlos zur Seite.

Aba zog Zolas erschlafften Körper auf ihren Schlafplatz und zündete mit zittrigen Händen den Kerzenstummel an, welcher in einem schlichten Tongefäß auf dem Lehm Boden neben ihr stand. Im Schein des Kerzenlichtes erschauerte sie beim Anblick des geschundenen Körpers. Das weiße Hemdchen, welches Zola, seitdem sie im Herrenhaus arbeitete, mit Stolz trug, war zerrissen, bedeckte nur knapp ihre birnengroßen Brüste und gab die schlanken, wohlgeformten Schultern frei. Tiefe Kratzwunden formten ein seltsames Muster in die dunkelbraune Haut. Ansonsten war Zola nackt. Aba besah wie in Trance die tiefen Kratzspuren der Schenkel und sie spürte den Schmerz, so als wären es ihre eigenen Wunden. Klebrige dunkle Feuchtigkeit überzog Zolas Haut.

In Panik griff sie nach alten Lumpen, die sie sonst zum Waschen des Gesichtes verwandte, aus dem hölzernen, mit Wasser gefüllten Eimer und reinigte damit zuerst das Gesicht, weiter Zolas Schultern und Beine.

Was war nur passiert, dass ihre Tochter derart zugerichtet in ihrer Hütte lag? Wurde sie von Wölfen angefallen, die rund um die Plantage keine Seltenheit waren?

Aba überlegte Hilfe zu holen, doch war der Einzige, der in Frage kam, Tumelo, der im Herrenhaus untergebracht war. So befeuchtete sie weiter und weiter das Gesicht ihrer Tochter in der Hoffnung, dass diese die Augen öffnete.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Das Morgenrot kündigte bereits den neuen Tag an, während Aba noch immer unter leisem Wimmern in der Hütte kniete, das Ohr an Zolas Nase und Mund. Atmete Zola noch? War Zola nur bewusstlos oder lag da gar die leblose Hülle ihrer Tochter?

Die Suche

Charleston, South Carolina, 1732

Clexton Baine zählte zu den zehn reichsten Plantagenbesitzern in Charleston. Den fast unermesslichen Reichtum verdankte er dem Geschick seines Vaters Matthias Maria Baine, der 1699 als irischer Auswanderer mit dem Anbau von Reis und dem »weißen Gold« – die Baumwolle – in Charleston zu Wohlstand kam. Clextons Mutter, eine zierliche Irin, starb im Kindsbett und so verließ Clextons Vater, wie viele irische Landsleute in jener Zeit, ein Jahr nach Geburt des Sohnes Irland, um im neuen Land sein Glück zu finden.

Schon als Kind zeigte sich in Clexton ein Gefühl des Ekels vor den vielen Sklaven, die unter Anweisung des Vaters die Wälder am Fluss rodeten und zu fruchtbarem, mit aufwendigen Wasserkanälen durchzogenem Ackerland veredelten.

Im Laufe der Jahre, in denen er zu einem großen, breitschultrigen Mann heranwuchs, formte sich aus der widerwärtigen Abneigung Clextons eine grausame, kalte Mentalität den Sklaven gegenüber. Jedes Tier auf der Plantage genoss einen höheren Stellenwert als die – seiner Meinung nach – »stinkenden Schwarzen«, welche für ihn einzig billige, jederzeit austauschbare Arbeitskräfte waren. Höllenangst war es dann auch, die sein ständiger Begleiter war. Höllenangst vor dem Hass aller Sklaven. Diese Furcht bestimmte sein Handeln, nicht den kleinsten Anschein von Schwäche zu zeigen, und wurde durch regelmäßige, grausame Bestrafungen der Arbeiter bei noch so geringem Anlass offenbart. Die Angst der Sklaven um ihr Leben musste größer sein als die seine.

Wie alle Plantagenbesitzer in Charleston verschiffte Clexton die geerntete Baumwolle des vierhundert Hektar umfassenden Guts nach England. Seine wichtigsten Abnehmer hatten ihre Arbeitsstätten in der Grafschaft Lancashire. Billige Arbeitskräfte, die man für Anbau und Ernte laufend benötigte, wurden auf dem Sklavenmarkt im Hafen von Charleston angeboten. Segelschiffe, meist zweimastige Briggs oder Schoner, transportierten die Sklaven auf Handelsrouten aus Westafrika und der Karibik nach Charleston. Freiheit fanden nur die leblosen Körper der wegen sehr schlechter hygienischer Zustände zu Tode gekommenen Frauen, Männer und

~~Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.~~

Kinder. Von ihren Fesseln erlöst warf man sie über die Reling zur letzten Ruhestätte ins offene Meer. Jene Menschen aber, die zu Hunderten den Transport im Schiffsrumpf auf engstem Raum zusammengepfert und an Massenpritschen angekettet überlebten, wurden zu Leibeigenen. Für sie begann eine neue Zeitrechnung als »Unfreie« im Gelobten Land.

Clexton Baine war, da er die Sklaven nicht einzeln, sondern stets im Dutzend bezog, bei den Händlern sehr angesehen. So wurde für ihn – von den skrupellosen Schiffseignern – bereits vor dem Kauf eine Auslese im Verhältnis von zehn männlichen zu zwei weiblichen Sklaven getroffen. Neben Alter, Körperbau und gesunden Zähnen achtete man auf erkennbare Krankheiten wie Skorbut, die nicht selten die Sklaven befiel.

Auf den Plantagen angekommen, wies man den Farbigen Unterkünfte zu. Von zwei bis zu acht Personen hausten sie nach Geschlecht getrennt in kleinen Hütten. Die Schlafstätten bestanden aus Decken am Boden, zu essen bekamen sie Maisbrei und Wasser. Ohne Rechte war der Sklave Eigentum seines Herrn – ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Clexton stand auf der großen Veranda des im typischen Kolonialstil erbauten, auf einem Hügel stehenden Herrenhauses und blickte in die Ferne. Über dem Rest der Plantage blendeten die ersten warmen Strahlen der noch tief liegenden Sonne, sodass Clexton seine Augen mit der Hand beschattete. In Richtung Osten sah Clexton die nahe gelegenen, strohbedeckten Hütten der Unterkünfte seiner Sklaven, weiter entfernt die Plantagenfelder bis zum Fluss Ashley River, der die natürliche Begrenzung in Richtung Osten bildete. Reges Treiben hatte die Plantage bereits erfasst. Die Vorarbeiter, wegen der sprachlichen Verständigung auch Sklaven, waren angehalten, bei Sonnenaufgang die Arbeitskräfte auf die Felder zu schicken, bis sie abends im Dunkel wieder zurück in die Hütten kehrten. Er versuchte zu erkennen, ob sich die Sklaven an diesem Morgen anders verhielten, er konnte jedoch nichts Ungewöhnliches ausmachen.

Trotz alledem – dieser Morgen war anders.

Clextons Gedanken schwirrten wild durcheinander und verursachten ein beklemmendes Gefühl.

Jäh unterbrach ihn seine Frau Veronika, als sie mit ihrem gemeinsamen, gerade einjährigen Sohn Joseph Matthias Maria auf die Veranda trat. Der kleine Joseph hatte die beiden Vornamen des Großvaters väterlicherseits erhalten, wurde aber stets »Jos« genannt. Veronika, eine groß gewachsene Frau mit langem blondem Haar, welches offen über die Schultern fiel, wurde vielfach beneidet um die Schönheit und Anmut, die sie mit ihren 28 Jahren ausstrahlte. Ihre Ehe mit

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

Clexton glücklich zu nennen, wäre übertrieben. So verebbte mit der Geburt ihres Sohnes die liebevolle Zuneigung, die sie zu Beginn von Clexton erhielt. Es war keine Seltenheit, dass Clexton nachts nicht neben ihr lag.

Als Veronika wieder einmal alleine in ihrem Bett aufwachte, schlich sie an der Kinderwiege vorbei aus dem Schlafzimmer im ersten Stock und suchte nach ihrem Mann. Sie fand ihn, betrunken mit einer Flasche Gin und der Bibel auf seinem Schoß, seitlich der Eingangshalle im großen Ledersessel der Bibliothek. Unbemerkt huschte sie über die ausladend geschwungene Treppe im Eingangsfoyer hinauf ins Schlafgemach. Sie vermied es, ihn darauf anzusprechen – zu gut kannte sie seine Zornausbrüche, die kurz nach ihrer Heirat zutage kamen, wenn Unangehmes in der Luft lag.

Irgendetwas schien ihren Mann zu beschäftigen, denn er stand angewurzelt mit Blick gen Osten am hölzernen Geländer der Veranda.

»Guten Morgen, Clexton, warst du die ganze Nacht wach?«

Clexton fuhr herum und blickte sie ungehalten an.

Schon bereute sie die spontane Frage.

Langsam, eindringlich den Blick direkt auf Veronika gerichtet, antwortete er eisig: »Ja, meine Liebe, ich bin wach gewesen. Sicher wird es dich nicht stören zu hören, dass, während du in Ruhe schlafen konntest, ich mir Gedanken um die heutige Verladung gemacht habe. Wir haben zu wenig Ware, um die Zwischendecks voll zu bekommen. Die Nigger arbeiten zu langsam und das bedeutet Einbußen, die weder du noch ich wollen – oder bist du anderer Meinung?«

»Entschuldige, Clexton. Mir liegt es fern, dich zu verstimmen.« Veronika senkte den Blick, streichelte über den Haarschopf ihres Sohnes in der Hoffnung, dass ein gemeinsames Frühstück ihren Mann wieder besser gelaunt stimmen würde. So griff sie mit der freien Hand nach der mit kleinen Ornamenten verzierten goldenen Glocke, die auf dem schlichten Messingtisch der Veranda stand.

Tumelo, ein Sklave aus Botswana, der seit sieben Jahren auf der Plantage lebte, erschien. Aufgrund der Fähigkeit, die englische Sprache lediglich durch Zuhören schnell erlernt zu haben, durfte er seit zwei Jahren als Bediensteter im Herrenhaus arbeiten. Zu seiner Aufgabe gehörte, neben dem Reinigen aller silbernen Gegenstände wie Leuchter und des Bestecks, hauptsächlich die Reparatur von Schäden, welche im über dreißig Jahre alten Herrenhaus anfielen. Nicht aber die morgendliche Versorgung der Herrschaften! Insofern wunderte es Veronika, dass nicht Zola, das Dienstmädchen, vor ihr stand.

»Sie wünschen, Madam?«, fragte Tumelo in einwandfreiem Englisch.

»Wir würden gerne das Frühstück auf der Veranda einnehmen. Wo ist Zola?«

Veronika blickte Tumelo fragend an.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Zögernd sah Tumelo erst zu Clexton, danach zu Veronika. Ihm war, als hätte sein Herr, Mr. Baine, drohend die Augen zugekniffen. Bestimmt würde Mr. Baine eine Strafe verhängen, sobald er erfuhr, dass Zola morgens nicht in der Großküche, welche im hinteren Trakt des Herrenhauses lag, erschienen war. Sollte er die Wahrheit sagen oder eine Ausrede zum Schutz von Zola vorbringen? Er entschied sich für Ersteres, zumal Mr. Baine bekannt dafür war, zu strafen, egal ob nötig oder nicht.

»Zola heute Morgen nicht in Küche, haben bereits nach ihr gesucht. War auch nicht in ihrem Zimmer – werden aber suchen.«

Ängstlich, eine Züchtigung für die Nachricht zu erhalten, blickte er mit gesenktem Haupt auf die Holzplanken der Veranda, deren weiße Farbe an mehreren Stellen abblätterte. Aus seinem Augwinkel heraus erkannte Tumelo, wie Mr. Baine abweisend seine rechte Hand erhob.

»Wenn sie nicht erschienen ist, wird sie in der Hütte ihrer Mutter sein«, raunte Clexton und wandte seinen Blick wieder gen Osten, in Richtung der Sklavenbehausungen. »Ich kümmere mich darum.«

Veronika blickte verwundert. Wieso in der Hütte? Warum engagierte sich Clexton derart, wo er doch sonst den direkten Kontakt zu seinen Sklaven mied und seine Anweisungen sowie die Art der Bestrafung an seine Vorarbeiter übertrug?

»Ich würde mich gerne darum kümmern dürfen«, warf sie ein. »Du hast doch sicherlich mit der heutigen Schiffsladung vieles zu erledigen.«

Zur Antwort erhielt sie den kalten Blick Clextons, der ohne weitere Diskussion und zum Erstaunen Veronikas an ihr und Tumelo vorbei ins Innere des Hauses drängte. Verwirrt sah Veronika ihrem Mann hinterher.

Tumelo hob langsam den Kopf. Würde noch eine Anweisung von Madam kommen?

»Habt ihr wirklich das gesamte Haus durchsucht?«

Tumelo nickte, blieb aber stumm. Sollte er vom Blut in Zolas Zimmer berichten, das er bei der Suche entdeckt hatte? Er entschied sich vorerst dagegen.

»Gut, Tumelo, geh hinüber zu den Stallungen und suche dort nach ihr«, befahl Veronika, »und frage Sam, ob er sie gesehen hat. Gib mir sofort Bescheid, wenn du etwas herausgefunden hast.«

Tumelo nickte abermals und schritt die Stufen der Veranda hinab in Richtung Stallungen. Veronikas Blick folgte Tumelo in Sorge um Zola, die sie in der kurzen Zeit, da sie im Herrenhaus untergebracht war, lieb gewonnen hatte.

Vor dem Sommerball

Vier Jahre zuvor, Charleston, South Carolina, 1728

Als Veronika vom diesjährigen Ball der Plantagenbesitzer erfuhr, war sie aufgeregt vor Freude, sollte das Fest doch eine wundervolle Abwechslung für sie sein. Voller Tatendrang, der ihrem jungen Naturell entsprach, empfand sie die Sommermonate auf der Plantage als äußerst langweilig und genoss daher täglich lange Ausritte auf ihrem schwarzen Hengst, den sie von ihren Eltern zum 21. Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Mindestens einmal die Woche besuchte sie mit ihrer Mutter Tea Partys der Plantagenfamilien. Abwechselnd wurde eingeladen, ohne Beisein der Männer, da derartige Treffen den Frauen vorbehalten waren. Unterhaltungen über das wundervoll aufgetischte Gebäck oder die neueste Mode aus England entlockten Veronika allerdings nur ein müdes Gähnen. Sollte ab und an dennoch Spannung aufkommen, so meist, wenn hinter vorgehaltener Hand die Gerüchteküche blühte. Veronika liebte das Getuschel über angebliche Affären der Männer derjenigen Frauen, die nicht zur Tea Party eingeladen waren, und wurde abrupt enttäuscht, wenn die Gerüchte, wie sie fand, zu schnell im Sande verliefen. Mutter betonte dann stets, dass es sich nicht zieme, da die bessere Gesellschaft Skandale zu vermeiden hätte.

Die Sommermonate waren also unaufgeregt und so fieberte Veronika, sobald sich die Blätter der Bäume in goldenes Braun verwandelten, dem Winter entgegen. In der kälteren Jahreszeit wohnte sie mit ihren Eltern in der prunkvollen Villa direkt in Charleston City. Das rege Treiben der Stadt sowie die vielen Läden waren eine willkommene Abwechslung. Sie freute sich auf das neue Theater, welches ihr Vater mit der Stadtverwaltung an der Ecke Church Street/Dock Street plante. Doch bis dahin würden noch einige Monate vergehen, denn jetzt war die Zeit, in der die Sonne tagsüber das Land zum Glühen brachte.

Die kleine, bunte Einladungskarte zum Sommerball, auf die Veronika schon gespannt gewartet hatte, lag auf dem schweren mahagoniroten Arbeitstisch ihres Vaters Robert Turner. Er hatte seine Tochter zu sich gerufen und schob ihr die Karte lächelnd hin.

Veronikas Wangen röteten sich vor Freude, als sie die Einladung las. »Endlich. Ich dachte schon, sie würde gar nicht mehr kommen. Was soll ich nur anziehen?« Sie unterlegte ihren gespielt fragenden Blick mit Schmolmmund und leicht seitlich gewandtem Kopf. Als ob dies ein Thema wäre! Ihr Kleiderschrank war voll mit prachtvoller Garderobe. Bevor ihr Vater antworten konnte, küsste sie ihn auf die

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Wange und tänzelte mit dem Schreiben, fest an ihre Brust gepresst, aus dem Arbeitszimmer.

Robert Turner lächelte kopfschüttelnd seiner Tochter hinterher, dann wandte er sich wieder seinen Unterlagen auf dem Arbeitstisch zu.

Die Zeit bis zum Ball wollte und wollte nicht vergehen. Seitdem Veronika den ersehnten Termin auf der Einladung gelesen hatte, waren ihr die Minuten wie Stunden und die Stunden wie Tage vorgekommen.

Schließlich war es so weit. Der große Tag des Sommerballs!

Vor lauter Aufregung erwachte Veronika vor dem Morgengrauen, noch vor ihren Eltern. Mit nackten Füßen schlich sie, in einem für sie viel zu großen Schlafanzug steckend (Veronika trug nicht die Satinkleider, die für Frauen ihres Standes üblich waren, sondern Schlafanzüge ihres Vaters), in die Küche.

Maarifa, die kleine, farbige Haushälterin mit grauen, kurz gekräuselten Haaren, zwinkerte ihr lustig entgegen. Viel zu dick für ihre Größe, unterstrich die pummeelige Figur Maarifas liebevolles Wesen. Sie kannte Veronika seit deren Geburt und verbrachte, dank der Erlaubnis der Herrschaften, viel Zeit mit ihr. Vieles hatte Veronika von Maarifa gelernt, unter anderem das Kochen von schmackhaften Speisen, die Maarifa mit ihren schnellen dunklen Fingern zubereitete. Veronika betrachtete Maarifa nie als Sklavin – nein – Maarifa gehörte zur Familie.

»Was machst du denn hier um diese Zeit?«, fragte Maarifa und sah Veronika mit gespielter Verwunderung an. Natürlich wusste sie vom heutigen Ball.

»Ich bin so aufgeregt und konnte nicht schlafen und jetzt habe ich einen Mordshunger. Wie wäre es mit vier bis acht Broten zum Frühstück?«

»Sicher, nicht dass du dein Kleid sprengst?«, gluckste Maarifa.

»Dann geh ich halt in meiner Reithose, da passe ich immer noch rein.« Sie tänzelte und drehte sich vor Maarifa mit ausgebreiteten Armen, um ihre Figur zu zeigen, die man jedoch wegen des zu großen Schlafanzugs lediglich erahnen konnte.

»Ist ja gut; setz dich auf deinen Hintern und warte ab, was ich dir zaubere.« Maarifa deutete auf einen Schemel, der an der Seite der Küchentheke stand.

Veronikas Eltern würde es sicher nicht recht sein, ihre Tochter in diesem Aufzug bei ihr in der Küche frühstückend vorzufinden. Doch sie schliefen noch. Schnell hatte Maarifa belegte Brote sowie eine Tasse heißer Schokolade zubereitet. Veronika verschlang die ersten beiden mit wenigen Bissen und fragte mit vollem Mund zu Maarifa gewandt: »Was glaubst du, Maarifa? Werden dieses Jahr wieder so viele rosa Lampions hängen wie letztes Jahr? Sie leuchteten abends wie rosa

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Sterne.« Verträumt blickte sie an die Zimmerdecke, als ob dort dieselben Lampions angebracht wären.

»Na, spätestens in ein paar Stunden wirst du es wissen. Aber schau nicht zu sehr auf die Lampions, sonst entgehen dir die feinen Herren, die dich bestimmt zum Tanzen auffordern werden.« Maarifa lachte.

»Ach was«, entgegnete Veronika mit gespielter Gleichgültigkeit. »Die steigen mir beim Tanzen bloß auf meine neuen Schuhe und werden mich fürchterlich mit Themen wie die Handelsgeschäfte ihrer Väter, die Bestellung der Felder, bla, bla, bla langweilen.«

Doch natürlich war sie aufgeregt, die Söhne der Landbesitzer wiederzusehen, die sie sonst selten zu Gesicht bekam. Wie wird sich wohl Thomas verändert haben? Letztes Jahr zum Sommerball hatte er noch mächtig viele Pickel im Gesicht, was sie verwunderte, denn er war mit 24 Jahren längst aus dem Alter für Akne heraus. Trotz seiner Pickel fand Veronika Gefallen an ihm. Er hatte eine lustige Art zu reden und konnte spannende Geschichten über Indianer erzählen – eine tolle Abwechslung zur sonstigen Konversation der anderen jungen Männer.

Maarifa bereitete währenddessen das Frühstück für die Herrschaften zu und blickte seufzend auf vier Hühner, die sie vor Tagesanbruch geschlachtet hatte und nun für das Dinner der Herrschaften rupfen musste. Einem Huhn die Gurgel durchzuschneiden, war kein Problem für sie, das Rupfen hasste die Dicke jedoch.

»So, jetzt ist es Zeit, bevor dein Vater noch in der Türe steht und schimpft. Oder willst du im Schlafanzug auf dem Ball tanzen?« Sie wedelte Veronika mit der linken Hand zu.

Satt und glücklich sprang Veronika von ihrem Schemel, gab der kleinen Dicken noch einen flüchtigen Kuss auf die pralle Wange, dann huschte sie barfuß in Richtung ihres Zimmers im oberen Stockwerk.

Der jährliche Sommerball wurde jedes Jahr von einem anderen Plantagenbesitzer auf dessen Gut organisiert. Dieses Jahr war das Fest auf dem Anwesen von Mr. Baine, einem der begehrtesten Junggesellen des Tals.

Übermut

Washington D. C., 2001

Marc saß an einem langen Tresen, auf einem jener Barhocker der fünfziger Jahre mit knallroter Sitzfläche. Und seine hellblonden, kurzen Haare waren in der Menge an Gästen von Weitem zu erkennen. Er war groß, sportlich und Center

seines Footballteams an der Georgetown University, die ihren Namen dem Sitz im noblen Washingtoner Stadtteil Georgetown verdankte. Eigentlich sollte er vormittags im Hörsaal der Universität sitzen und den Vorträgen seiner Professoren lauschen. Doch wie so oft zog er es vor, mit seinen beiden engsten Kommilitonen Patrick und Abel, die wie er siebzehn waren, in der dem Universitätsgelände nahe gelegenen Bar Marie Inn abzuhängen. Das Marie Inn war wegen der umfangreichen Frühstückskarte sowie der Möglichkeit, Billard und Darts zu spielen, beliebt bei den Studenten und vielfach schon vormittags gut besucht.

Abel, von kleiner, zierlicher Statur, entstammte einer reichen jüdischen Familie, die über Generationen im Bankengeschäft ein Vermögen verdient hatte. Trotz strengen jüdischen Glaubens seiner Familie vermied er es, tagsüber die Kippa, die jüdische Kopfbedeckung, zu tragen. Er hatte die feste Überzeugung, seine Chancen beim anderen Geschlecht würden sich hierdurch mindern. So saß er, mit dünnem, schwarzem Haar und seiner zu groß geratenen Nickelbrille auf der schlanken Nase, ebenfalls auf einem Hocker rechts neben Marc. Er musterte seinen Freund von der Seite.

»Hey, wenn du so weiter trinkst, erlebst du das Mittagläuten nicht mehr!« Dabei tippte Abel auf das halbvolle Glas Whiskey.

»Kennst du den Unterschied zwischen arm und reich?«, entgegnete Marc. Ohne auf die Antwort seines Freundes zu warten, fuhr Marc fort: »Arme stehen um diese Zeit an der öffentlichen Suppenküche an oder liegen noch benommen vom billigen Fusel der Nacht unter einer Brücke. Ohne Chance, was zu ändern. Reiche dagegen«, er grinste, »Reiche haben das Privileg eines vollgefressenen Magens und können sich schon tagsüber mit Drinks zuschütten. Ich kann doch nichts dafür, dazu auserwählt zu sein – oder?« Er hob sein Glas und trank einen kräftigen Schluck.

»Wenn du meinst, aber wolltest du nicht heute Nachmittag zum Training auf dem Campus erscheinen?« Abel wusste zu gut, dass Marc ganz und gar in seinem Sport aufging. Seine Qualität als Center des Football Teams war auch der Grund, warum der Principal der Georgetown University Marc viel durchgehen ließ. Denn als Student zählte Marc nicht gerade zur Elite – seine Noten waren meist mangelhaft.

In Marcs Kopf drehte sich alles. Der Alkohol seiner zu schnell getrunkenen fünf Whiskeys bahnte sich den Weg ins Blut und von dort aus ins Gehirn. »Du hast recht, lass uns ne Runde Billard spielen und dann an die frische Luft.«

Nun drehte sich auch Patrick zu den beiden, der links von Marc saß, während er dem Gespräch der Freunde am Rande lauschte. Seit sie an der Bar Platz genommen hatten, war er einzig auf eine schöne Brünette die an einem der Tische

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

gegenüber mit ihrer Freundin saß, fixiert, die wiederum versuchte, das dämliche Grinsen Patricks zu ignorieren. »Los, komm«, seufzte Patrick, zupfte Marc am Ärmel und machte Anstalten, ihn mit in Richtung Hinterzimmer zu den Billardtischen zu bewegen. So rutschten die Freunde allesamt gelangweilt von ihren Barhockern und sichtlich wankend folgte Marc den beiden.

Als sie am Tisch der brünetten Schönheit vorbeikamen, verlangsamte Patrick seinen Gang, zupfte aus einer Laune heraus am linken Ohrläppchen des Mädchens und beugte sich zu ihr: »Heute Abend um acht hier ein Date?«

Das Mädchen sah ihn böse an, stieß seine Hand von sich und zischte: »Blödmann, verpiss dich.«

Lachend, der erteilten Abfuhr wegen, gingen sie weiter zum Hinterzimmer. Dieses war durch eine schwenkbare Holztür mit gläsern milchigem Bullauge vom Rest der Bar getrennt. Ein strenges Rauchverbot in den Bars schrieb separate Bereiche vor. So hatte der Besitzer den hinteren Raum für Raucher eingerichtet. Im Vergleich zum vorderen, im Stil der Fünfziger möblierten Barbereich, erweckte das Spielzimmer einen relativ heruntergekommen Eindruck. Eine Menge junger Leute saßen plaudernd an Bistrotischen oder standen, sich am Bier festhaltend. Schwaden gelben Zigarettdunstes durchzogen den Raum und vermischten sich mit Gerüchen aus Alkohol und gebratenem Speck. Gerade war ein Billardtisch seitlich der Wand frei geworden und die drei Jungs bewegten sich zielstrebig darauf zu. Das defekte Neonlicht über dem Tisch flackerte in unregelmäßigem Takt. Jeder nahm sich einen Queue aus der Halterung an der Wand, während Abel alle Kugeln für den ersten Anstoß auf dem mit grünem Stoff überzogenen Tisch zurechtlegte.

Ohne zu fragen, übernahm Patrick mit der weißen Kugel in der Hand den Anstoß; dies war das ungeschriebene Recht des besten Billardspielers unter den dreien. Krachend traf die Weiße den Rest der Spielbälle, während der Blick aller die erste Kugel suchte, die ihr Ziel in einem der Löcher des Tisches fand.

Währenddessen öffnete sich die Schwenktür und das brünette Mädchen von eben kam, gefolgt von ihrer Freundin sowie zwei groß gewachsenen Jungs in schwarzen Lederjacken, herein. Sie blickte sich um, deutete mit ihrem Zeigefinger auf die drei ins Spiel Vertieften und flüsterte einem der Männer etwas ins Ohr.

Sogleich bahnten sich die beiden »Lederjacken« den Weg zum Billardtisch, während die Brünette mit ihrer Freundin am Eingang stehen blieb. Der Größere der beiden stupste Patrick von hinten an dessen Schulter. Leicht stolpernd drehte sich Patrick um, derweil Abel, als Kleinsten in der Runde, einen Schritt zur Seite trat. Marc, vom Alkohol noch benebelt, brauchte etwas länger, um die angespannte Situation zu begreifen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

»Hey, du College-Bübchen, hast du meine Freundin angegrapscht?«

»Moment, Moment, ruhig Blut, Brauner«, entgegnete Patrick und überlegte kurz, welche »Freundin« wohl gemeint war. Dann entdeckte er die beiden Mädchen grinsend am Eingang stehen. »Ich wusste ja nicht, dass sie »deine« Freundin ist, darüber hinaus habe ich sie keineswegs begrapscht. Was hältst du davon, wenn ich euch allen einen Drink spendiere und wir vergessen das Ganze?«

»Ihr College-Jungs glaubt wohl, was Besseres zu sein, und habt dann nicht mal Eier in der Hose.« Der Große wandte sich triumphierend zu seinem Kumpel. In seinem Blick war zu sehen, dass er Streit suchte.

Du kommst mir gerade richtig! Nicht mal Eier in der Hose? Was für ein Idiot, dachte Marc. Bekannt dafür, keinem Streit aus dem Weg zu gehen, trat Marc vor Patrick, bis er dem Wortführer der beiden Halbstarken direkt gegenüberstand. Sie waren zu dritt, auch wenn Abel bestimmt keine große Hilfe in dieser Situation sein würde. Sein Gegenüber hatte ungefähr die gleiche Größe, ebenso wie Marc erweckte dieser nicht den Eindruck, zum ersten Mal in solch einer Situation zu sein.

»Wir wollen doch jetzt keinen Zoff«, ermahnte Marc. »Nimm das Angebot meines Freundes lieber an, sonst brauchst du noch einen Strohalm für den Drink.«

Allen war klar, dass Marcs Auftreten keineswegs zur Entspannung der Situation beitrug, doch sein Alkoholpegel stimmte ihn mutiger, als wenn er nüchtern gewesen wäre.

Marcs Blick fixierte sein Gegenüber, um die Reaktion, wie sie auch ausfallen sollte, schnell zu erfassen.

Im Bruchteil einer Sekunde und ohne jegliche Vorwarnung schlug die Lederjacke zu. Marc konnte seinen Kopf noch leicht zur Seite bewegen, doch die Faust des Angreifers traf ihn am rechten Wangenknochen. Er spürte den Schmerz, taumelte und wäre gefallen, hätte Patrick, hinter ihm stehend, ihn nicht gehalten. Blitzschnell duckte sich Marc, schnellte wie ein Puma vor, seinen Kopf in den Bauch des überraschten Angreifers rammend. Die umherstehende Menge stob lauthals auseinander, während einige Gläser klirrend zu Bruch gingen. Prustend flogen beide zu Boden, als Marc auf seinem Gegner landete. Noch ehe sich die Lederjacke vom Gewicht Marcs Körpers befreien konnte, schlug dieser ihm mitten ins Gesicht. In seiner Faust spürte er das Knacken der Nasenknochen. Blut spritzte, wodurch sein Rivale derart benommen war, dass er mit beiden Händen sein Gesicht vor weiteren Schlägen zu schützen suchte.

Heftiger Schmerz durchfuhr nun Marcs Rücken, da der zweite Randalierer zu einem Queue gegriffen, diesen, mit heftigem Schwung ausholend, krachend auf Marc niederschlug.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Abel stand zu weit abseits, um eingreifen zu können, und auch Patricks Reaktion war zu langsam gewesen. Nun aber reagierte Patrick mit einem Hieb in die Nieren des Angreifers. Sofort war Marc wieder auf seinen Beinen und ging prügelnd auf diesen los. Beide, Marc und Patrick, hatten ihn in der Mangel. Er war chancenlos.

Das Ganze hatte sich innerhalb weniger Minuten abgespielt und wäre als Schlägerei in einer Bar nicht weiter erwähnenswert gewesen – hätten nicht zwei Polizisten der USCP (United States Capitol Police) an einem der hinteren Tische im Barbereich ein verspätetes Frühstück zu sich genommen. Vom Krach des Hinterrimmers aufgeschreckt, eilten sie durch die Schwenktür, an der noch wie angewurzelt die zwei Mädchen standen. Die Polizisten sahen den am Boden Liegenden mit blutender Nase sowie Marc, der gerade seinem Gegenüber in den Magen boxte. Einer der Cops packte Marc von hinten und drehte ihm, im geübten, schon hundertmal erprobten Griff, den rechten Arm auf dessen Rücken. Der Polizist zog Marc in leichte Rückenlage. Zwar sah Marc nicht, wer hinter ihm stand, doch dessen Partner in schwarzer Polizeiuniform. Der Blondschof leistete daher keinen weiteren Widerstand, als der Polizist am Hosensbund zu Handschellen griff und sich diese um Marcs Handgelenke am Rücken schlossen.

Der zweite Cop beugte sich über den Verletzten, zog ihn helfend auf die Beine, während dieser schmerzverzerrt seine gebrochene Nase hielt: »So ein Schwein, so ein besoffenes Schwein.« Blut und Speichel spritzten bei seinen Worten. Anscheinend hatte auch seine Oberlippe eine Platzwunde; er sah blutverschmiert zu Marc, während auch bei ihm die Handschellen klickten.

»Ihr beiden kommt mit aufs Revier und ihr anderen«, der Blick des Officers wanderte erst zum zweiten Lederjackenträger, danach zu Patrick, »haltet die Füße still, ist das klar?!«

Beide Raufbolde stolperten, fest im Griff der Cops, an den beiden Mädchen vorbei durch die Schwenktüre.

Auf dem Parkplatz vor der Bar wurden sie unsanft in einen weißen Polizeiwagen, Ford Crown Victoria mit blauen Streifen und orangefarbener Aufschrift POLICE, verfrachtet. Immer noch in Handschellen saßen sie hinten im Wagen, während die beiden Cops vorne Platz nahmen. Der Polizist auf der Beifahrerseite drehte sich um und Marc erkannte dessen dunklen Oberlippenbart durch das Gitter, welches den Fond des Wagens zu ihm trennte.

»Mach mir bloß keine Scheißflecken aufs Polster.« Grimmig blickte der Cop ins Gesicht des Blutenden, anschließend wandte er sich an seinen Kollegen am Steuer: »Lass uns den zuerst ins Foggy fahren.«

Foggy war das nahe gelegene George Washington University Hospital in der 23rd NW im Stadtviertel Foggy Bottom. Sie fuhren los Richtung Pennsylvania

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

Avenue und erreichten nach knapp zehn Minuten die Klinik. Der Bärtige öffnete die hintere Tür, zog Marcs Widersacher, mit seinen Händen an Kopf und Schulter, aus dem Wagen und verschwand mit ihm durch den Haupteingang. Derweil wurde im Streifenwagen nicht gesprochen, sodass Marc dem Polizeifunk, der rauschend wie knackend irgendwelche Informationen einer weit entfernten weiblichen Stimme von sich gab, lauschte.

Nach fünfzehn Minuten kam der Polizist zurück in den Wagen und sie setzten ihre Fahrt in Richtung 119th über die Virginia Avenue fort. In der Nähe des Supreme Courts parkten sie direkt vor dem Eingang des Gebäudes der United States Capitol Police. Am Rücken gefesselt, führten sie Marc wie einen Schwerverbrecher die breiten Steinstufen hinauf ins Innere des Gebäudes. Sie durchschritten die große, hohe Eingangshalle, in der durch reges Treiben an Polizisten und Zivilpersonen ein hoher Geräuschpegel herrschte. An einer Theke, hinter der ein Kaugummi kauender Cop mit schütterem Haar und geschätzten hundertzwanzig Kilogramm Körpergewicht schon auf sie zu warten schien, machten sie halt.

»Was haben wir?«, fragte dieser gelangweilt.

Der Schnauzbart in schwarzer Uniform erklärte kurz: »Schlägerei im Marie Inn. Den anderen haben wir ins Foggy gebracht. Der Typ hier hat ihm die Nase zu Brei geschlagen.«

»Name, Adresse?«, wollte der Dicke monoton wissen, ohne den Blick von seinem alten IBM-Monitor abzuwenden.

»Marc Haskins«, antwortete Marc und gab seine Adresse Nähe Upper Northwest an.

Erstmals sah der speckig wirkende Cop vom Bildschirm auf, blickte Marc mit seinen Fettaugen an und piff durch die Zähne. »Marc Haskins, der Sohn von Fredrik Haskins?«

Marc nickte bejahend.

»Na, das ist ja mal ein Fang!« Er grinste und piff erneut durch seine Zahnlücke.

Fredrik Haskins stand hinter seinem Schreibtisch des Homeoffice im Gespräch mit zwei in dunklen Anzügen gekleideten Herren, die es sich in schweren Ledersesseln vor seinem Tisch bequem gemacht hatten. Einer der beiden, mit grau meliertem Haar, war wie Haskins Senator der Republikanischen Partei, der andere sein persönlicher Assistent.

Durch das Läuten des Telefons wurde das Gespräch unterbrochen und Haskins hob mit kurzem entschuldigendem Wink den Hörer ab. »Fred Haskins«, sagte er in die Hörermuschel und lauschte.

Diese Lesepresse ist urheberrechtlich geschützt!

Sowohl der Senator als auch sein Assistent sahen Fredrik teilnahmslos an. Dieser wandte ihnen den Rücken zu, nickte mehrmals in den Hörer.

»Okay, ich werde mich persönlich darum kümmern. Bitte geben Sie mir kurz Zeit, ich melde mich gleich wieder.« Er notierte sich eine Rufnummer, dann legte er auf. »Bitte entschuldige, Frank«, wandte sich Haskins an den Senator. »Ich muss unser Gespräch leider vertagen. Wir könnten es doch später im Club weiterführen!« Dies war weniger eine Frage als eine Aufforderung an den Senator.

»Klar, ist kein Problem, Fred. Wir sind so gegen 13 Uhr im Club.« Senator Frank Brown nickte zustimmend erst Fredrik, danach seinem Assistenten zu.

Nachdem beide gegangen waren, blickte Haskins abermals, nun rot vor Zorn, aus dem Fenster in Richtung United States Capitol, dessen Gelände und imposanten Bau er aus seiner Wohnung in der New Jersey Avenue sehen konnte.

»So ein Scheißkerl.« Fluchend überlegte er, was als Erstes zu unternehmen sei. Er hob den Hörer und wählte die Nummer von Michael Thomson, seinem Anwalt und Jugendfreund. Von Thomsons Sekretärin erfuhr Fredrik, dass dieser bei Gericht und erst wieder gegen 14 Uhr erreichbar sein würde.

Jetzt wählte er die vorhin auf dem Notizzettel notierte Nummer, wartete ein langes Läuten ab, bis sich am anderen Ende jemand meldete. »Haskins hier, Senator Haskins. Sie haben mich vorhin angerufen. Es geht um meinen Sohn Marc Haskins.«

»Ah, Senator, ja, wir hatten vorhin schon das Vergnügen.« Haskins gewann den Eindruck, dass, neben dem schmatzenden Geräusch eines Kaugummis, Sarkasmus in der männlichen Stimme lag. »Ich verbinde sie zu Deputy Chief Willson.«

Ein Knacksen in der Leitung deutete an, dass er verbunden wurde.

»Willson, hallo, Senator. Ich freue mich, dass Sie anrufen. Wie geht es Ihnen?«

Ohne auf die Höflichkeitsfloskel einzugehen, kam Haskins gleich zur Sache. »Mein Sohn ist in Ihrem Gewahrsam. Was genau ist passiert?«

»Tja, Senator, mir ist die heikle Situation bewusst, daher habe ich den Fall gleich direkt zu mir geben lassen.« Haskins vernahm aus der Stimmlage, dass Willson sich entspannt in seinem Bürostuhl zurücklehnte. »Ihrem Sohn wird schwere Körperverletzung vorgeworfen. Anscheinend hat er in einer Bar namens Marie Inn einen anderen windelweich geprügelt. Genauer wissen wir noch nicht, aber sein Prügelknabe wurde ins Foggy, also George Washington Hospital, gebracht. Wir warten noch auf das Ergebnis der Schwere seiner Verletzungen.«

Haskins schnaufte ungehalten: »Okay. Chief Willson, ich bitte Sie, den Ball flach zu halten. Wir werden sicherlich eine Lösung finden. Kann ich Marc einstweilen abholen lassen?«

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

»Seenatoor«, er zog das Wort in die Länge, »so gerne ich das auch würde, doch man wirft Ihrem Sohn schwere Körperverletzung vor. So ohne Weiteres kann ich ihn nicht gehen lassen. Ich weiß, Ihnen ist wichtig, dass kein öffentliches Spektakel hieraus entsteht, das kann ich Ihnen auch erst mal garantieren – nur gehen lassen kann ich ihn nicht. Er wird vorerst hier bleiben müssen, bis sowohl die Sachlage als auch die Schwere der Verletzungen geklärt sind.«

Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, legte Haskins eine kurze Pause ein: »Willson, kümmern Sie sich, dass nichts an die Öffentlichkeit kommt! Ich melde mich wieder. Sollten neue Erkenntnisse vorliegen, will ich sie als Erster erfahren! Rufen Sie mich auf meinem Handy an.«

Dies war ein klarer Befehl und Willson verstand entsprechend. Ihm wäre es lieber gewesen, Senator Haskins hätte ihn mit »Chief Willson« angesprochen, ebenso seine Forderung mehr als Bitte formuliert, doch er antwortete gelassen: »Geht klar, Senator, Sie haben mein Wort.« Nachdem Willson die Handynummer notiert hatte, legte Haskins auf, ohne sich zu verabschieden.

Willsons Finger spielten mit dem Stück Papier, worauf er die Mobilnummer des Senators notiert hatte. Es verwunderte ihn nicht, dass es den Senator weniger interessierte, wie es dem eigenen Sohn erging, sondern dessen Priorität auf Vermeidung jeglicher Publicity lag. Eine gute Gelegenheit für ihn, wie er fand, denn, wenn er keinen Fehler machte, stünde Senator Haskins in seiner Schuld. Diesen Umstand wollte er nutzen.

Vorerst sitzt Marc Haskins in einer Zelle, bis man ihn dem Haftrichter vorführt, der dann zu entscheiden hat. Denn Recht und Ordnung müssen gewahrt bleiben, auch wenn es das Bürschchen vom Senator ist. Willson schmunzelte. Was für ein Tag.

Der Sommerball

Charleston, South Carolina, 1728

Zwei Wallache standen, vor eine dunkelbraun glänzende Kutsche gespannt, ruhig in der Auffahrt. Veronika nahm als Erste auf dem weinroten Samt in der Kutsche Platz. Voller Ungeduld wartete sie auf ihre Eltern. Eng schmiegte sich das ausladende Ballkleid aus feinsten hellblauer Spitze an ihren Körper. Ihr goldblondes Haar war hochgebunden und zu einem Dutt frisiert; lediglich eine kleine widerpenstige Strähne fiel ihr ins Gesicht.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

»Wo bleibt ihr denn?«, rief sie laut, den ungeduldigen Blick auf die offen stehenden Eingangstüren des Hauses gerichtet.

Lachend traten ihre Eltern heraus und schritten, elegant wie ein Königspaar, die fünf Stufen der breiten Treppe hinab.

»Madam.« Ihr Vater Robert Turner verbeugte sich wie ein Page vor seiner Frau Isabelle und half ihr mit dem ebenfalls aus Seide und Spitze genähten Kleid in die Kutsche. Isabelle trug lange Satinhandschuhe und reichte ihrem Mann die Linke für einen Handkuss.

»Sie werden mich entschuldigen müssen, aber ich habe zwei Ladys zum Sommerball zu fahren.« Robert zwinkerte Veronika zu, worauf er ein bewunderndes »Superb«, mit Blick auf seinen edlen, silbergrauen Anzug, erntete.

Leichtfüßig schwang sich Robert auf den Kutscherbock, legte den grauen Zylinder aus Samt neben sich und fasste nach den Zügeln, um die Pferde in Trab zu bringen.

Nach einer Stunde im Trab, seitlich entlang des Ashley Rivers, erreichten sie die Auffahrt des Anwesens von Mr. Baine. Die Kutsche bog in die lange Allee aus Ahornbäumen, die wie ein Tunnel als natürlicher Sichtschutz direkt zum Herrenhaus führte, ohne dass man Felder oder Sklavenbehausungen einsehen konnte. Das dichte Blätterdach spendete angenehmen Schatten und die Pferde trabten etwa zwanzig Minuten in Gesellschaft weiterer Gäste in ihren Kutschen und Fuhrwerken.

In etwa gleichem Abstand von dreihundert Metern, zu beiden Seiten des Weges, sah Turner bewaffnete Männer, die der Sicherheit dienten. Ihm missfiel der Anblick, zumal er auf seinem Landgut auf diese Bewachung verzichten konnte. Damit zählte seine Plantage zu den wenigen Ausnahmen.

Das Ende der Promenade mündete in einen großen Garten, an dem sich der Weg in eine kreisförmige Auffahrt hin zum Herrenhaus gabelte, welches erhaben auf einem Hügel thronte. Viele elegant gekleidete Gäste flanierten bereits im Park zwischen weißen Zelten, Stehtischen und gedeckten Tafeln.

Oben angekommen, wurden sie überschwänglich empfangen: »Hallo, Robert, schön dich zu sehen ... Aber zuerst zu den wunderschönen Ladys.« Mit diesen Worten öffnete Clexton Baine zur Begrüßung die kleine Türe der Kutsche und half zuerst Isabelle aus dem Wagen, indem er ihr die Hand reichte. »Meine Liebste, Sie sehen wie immer bezaubernd aus.« Baine verneigte sich und gab Isabelle einen Handkuss. »Ich bin mir ganz sicher, dass Sie«, dabei wanderte sein Blick von Isabelle zu Veronika, »der Höhepunkt des heutigen Balls sein werden.«

Als Veronika der Kutsche entstieg, ergriff Baine ihre Hand, indes er ihr tief und lange in die Augen sah. »Veronika, Veronika, du bist doch Veronika!«, fragte er

~~Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.~~